

Tagungsbericht

Vom 6.–9. Oktober 2009 fand in Wien die internationale Tagung „Stadtgründung und Stadtwerdung. Beiträge von Archäologie und Stadtgeschichtsforschung“ statt – hervorgehend aus einer gemeinsamen Initiative des Ludwig-Bolzmann-Instituts für Stadtgeschichtsforschung, des Wiener Stadt- und Landesarchivs, des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, des Österreichischen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung und des Schweizerischen Arbeitskreises für Stadtgeschichte.

Das Programm war geprägt durch ein buntes Bild internationaler Forschungen und versprach schon aufgrund der fachlichen Hintergründe der eingeladenen Referenten einen sehr spannenden Austausch – und zwar nicht nur was die wissenschaftlichen Zugehörigkeit, sondern auch die regionalen Wissenschaftstraditionen anging. Historiker wie Archäologen aus sieben europäischen Ländern (Deutschland, Großbritannien, Österreich, Polen, Schweiz, Tschechische Republik, Ungarn) gaben einen Einblick in ihre aktuellen Forschungen – meist zu Einzelobjekten, in einigen Fällen auch zu den Anfängen des nationalen Städtewesens allgemein.

Die beiden einführenden Vorträge aus Perspektive der Mittelalterarchäologie und der Stadtgeschichtsforschung wurden von deutschen Kollegen gehalten und betonten jeweils Aussagen zu neuen Forschungen, Ansätzen und Fragestellungen.

M. Untermann, der explizit auf die Beispiele Freyenstein, Freiburg, Chemnitz, Rottweil, Ulm und die Stadtwüstung Münster im Schwarzwald eingegangen war, hob ganz besonders die prägnantesten aktuellen Ergebnisse der Archäologie hervor, die das bisherige Bild der Stadtentwicklung, das vorwiegend historisch verankert ist, in Frage stellen: viel häufiger als erwartet weisen die archäologischen Befunde auf Diskontinuitäten in der Siedlungsstruktur hin, auf welche es von Seiten der Schriftquellen keinerlei Hinweise gibt. Dass in vielen Städten die spätmittelalterlichen Stadtmauern alte Siedlungsbereiche zerteilen, beziehungsweise die Parzellenaufteilung nicht berücksichtigen, war aus Städten wie Freiburg oder Ulm bereits länger bekannt. Die Vermutung aber, dass einige Vorgängersiedlungen teilweise von vornherein provisorischen Charakter hatten, ist neu. Insbesondere gilt dies auch für Städte, deren regelmäßige räumliche Struktur häufig mit einem Gründungsakt in Verbindung gebracht wird: der Ausführung ihrer geplanter Anlage gehen gänzlich andersartige Siedlungsstrukturen voraus, die überraschenderweise scheinbar nur einige Jahrzehnte Bestand hatten – wie beispielsweise die neuen Ergebnisse aus Chemnitz oder Heidelberg oder auch Most (Vortrag J. Klapště) darlegen. In der Folge betonte auch A. Baeriswyl in seinem Vortrag über Freiburg und Bern die Bedeutung der archäologisch herausgestellten „präurbanen Siedlungsschnitte“.

Auch die auffällige Zunahme von Burgen innerhalb von Städten muss neue Denkmodelle anregen. Wiederholt wies Untermann außerdem

*Stadtgründung und Stadtwerdung.
Beiträge von Archäologie und
Stadtgeschichtsforschung
Tagung im Wiener Stadt- und
Landesarchiv, 6.–9. Oktober 2009*

darauf hin, dass die Entstehung des Siedlungstyps „Stadt“ aus archäologischer Perspektive nicht problemlos mit den Schriftquellen in Einklang gebracht werden kann.

P. Johaneck ging in seinem Einführungsvortrag auf die Themenkreise Markt, Fernhandel, frühe Zentren, Gründungs- und Planstädte ein. Dabei stellt sich für ihn vor allem die Frage, wie die sich herauskristallisierenden früh- und hochmittelalterlichen Zentren angesprochen werden können. Hinsichtlich der Terminologie lag sein Vorschlag auf dem Begriff „urbs“, hinsichtlich der inhaltlichen Definition griff er auf das von Franz Irsigler aufgestellte Kriterienbündel zurück, das mit Ausnahme der Aspekte Selbstverwaltung und Rechtsordnung tatsächlich auch auf die meisten frühen Zentralorte angewandt werden kann. Allerdings betonte Johaneck besonders den Gedanken der Initiative, des Willens, der hinter dem Prozess der Stadtgenese steht, und sieht als Urheber, als Entwickler des „Konzeptes Stadt“, einzig herrschende Persönlichkeiten, die andere Akteure in diesem Prozess, wie vor allem die Kaufleute, lenken und ansiedeln. Der planerisch-gestalterische Wille wird dann in den Stadtgründungen des 12./13. Jahrhunderts besonders deutlich, von welchen uns die „gebaute Ordnung“ (M. Sterken) auch mittels der häufig bis heute erhaltenen Stadtstrukturen überliefert ist.

Als erstes konkretes Fallbeispiel war Lübeck ausgewählt worden, das als Präzedenzfall für die Zusammenarbeit von Archäologen und Historikern gelten kann. R. Hammel-Kiesow stellte einige Ergebnisse der jahrzehntelangen interdisziplinären Kooperation vor und betonte dabei vor allem die Rolle der Bauforschung, deren Ergebnisse sich sehr gut mit denjenigen der Schriftquellen parallelisieren lassen. Diese Tatsache dürfte nicht allein der Überlieferungsdichte geschuldet sein, die für das Quellenmaterial beider Disziplinen erst nach Ende des Mittelalters ihren Höhepunkt findet. In diesen dicht bezeugten Jahrhunderten können tatsächlich vielfältige Übereinstimmungen zwischen den Eintragungen beispielsweise in den Steuerbüchern und den Gebäudetypen konstatiert werden. Ein für die Archäologie eher ernüchterndes Ergebnis stellt dabei die Nähe und Vermengung von verschiedensten sozialen Schichten innerhalb eines Wohnblockes dar, die eine scharfe räumliche Trennung anhand des Fundniederschlags deutlich erschweren, wenn nicht für frühere Perioden völlig unmöglich machen.

Als Gegenbeispiel schloss sich direkt D. Keene mit einem Vortrag über Winchester an, wo schon für das 12. Jh. die räumliche Verteilung von bestimmten Handwerksstätten (Textilhandwerk), sozialen Schichten (mayors) und religiösen Minderheiten (Judenviertel) mit typischem archäologischem Fundmaterial korreliert werden kann.

Eher grundsätzliche Züge der frühen Gründungsakte von Städten stellte F. Opll in seinem Vortrag über die staufische Stadtgründung Lodi (Lombardei) vor. Auffälligerweise scheint in diesem Fall eine eher als Randnotiz gemachte Feststellung in der Beschreibung der frühen Stadtentstehung, nämlich dass die ersten Siedler in eher unscheinbaren Hütten wohnten, mit den neu gemachten archäologischen Beobachtungen in einigen „Gründungsstädten“ des 13. Jahrhunderts überein zu stimmen. Auch wenn der in Karten oder dem heutigen Straßenbild überlieferte regelmäßige Plangrundriss deutlich auf eine planerische Hand hinweist, so scheint doch in einer ersten, eher ungeordneten ersten Siedlungs- und Bauwelle das spätere Parzellenraster noch nicht vorhanden gewesen zu sein.

Immer wieder wurde darauf hingewiesen, dass es eine auffällige Übereinstimmung zwischen der Verfestigung der städtischen Verfassungs- und der Baustruktur seit dem 13. Jahrhundert gibt. Das gilt auch für Stadtanlagen, denen deutlich andersartige Bebauungsstrukturen vorausgehen – seien es die Hansestädte Greifswald und Stralsund (K. Igel), Städte mit eindeutig strukturgebenden römischen Überresten wie Trier (L. Clemens) oder auch die „üblichen“ Städte mit frühmittelalterlicher Vorgängersied-

lung wie Graz (M. Lehner). Dieser Zeithorizont zeichnet sich immer wieder nicht nur durch die frühen Quellen zur Bildung städtischer Verfassungen, sondern auch durch vermehrte Baumaßnahmen – darunter Großprojekte wie beispielsweise Stadtmauern oder grundsätzliche Gestaltungsvorgaben wie Aufschüttungen – aus, beides Aspekte, die ganz deutlich auf die Entstehung eines Stadttypus im Kopf nicht nur der planenden Personen hindeuten. Auf einen ähnlichen mentalitätsgeschichtlichen Aspekt weisen auch Beobachtungen aus den ostdeutschen Hansestädten Danzig, Elbing und Thorn (R. Czaja) hin, wo sich auffallenderweise gleichzeitig mit der Erbauung der Stadtbefestigung und der Vereinheitlichung der Bebauungsstruktur die materielle Kultur eine deutliche Uniformität aufzeigt. Gebrauchsgut gleichsam wie innovative Elemente (Kachelöfen) werden von der einheimischen slawischen Bevölkerung übernommen.

Sehr interessant waren die Beiträge der osteuropäischen Vertreter der Stadtarchäologie, bei denen durchweg die Abkehr von forschungsgeschichtlich verankerten Hypothesen zu den Themenbereichen „Burg“, „suburbia“ und Stadtentstehung und eine gründliche methodische Reflexion zu neuen Thesen der Siedlungsentwicklung führten. Auch wenn das Ungleichgewicht in der Intensität der Forschungen, die bisher die frühen Burganlagen deutlich betonten, dazu führte, dass bis heute Stadtkernuntersuchungen eher selten sind, so gilt für Polen (S. Moździoch), die tschechische Republik (J. Žemlička, J. Klapště) und Ungarn (K. Szende) gleichermaßen, dass die Stadtentwicklung vor dem 12./13. Jahrhundert neu überdacht werden muss. Aber auch andernorts werden aufgrund archäologischer Forschungen die Hinweise auf „frühe Zentren“ immer deutlicher, wie beispielsweise im österreichischen Tulln (M. Krenn), wo die zahlreichen jüngst durchgeführten Ausgrabungen überaus interessante Ergebnisse ans Licht brachten.

Ein Schlaglicht auf ein anderes Thema warf M. Sterken mit ihrem Vortrag über Kleinstädte in der Schweiz. Interessanterweise wird auch bei diesem Stadttyp klar, dass zwar die historisch überlieferten städtischen Qualitäten in ihrer Entstehung gleichzeitig sind mit dem Bau von Stadtmauern, dass aber trotz dieser Manifestation der Begriff der Stadtgründung nicht unreflektiert übernommen werden kann. Das gilt insbesondere auch dann, wenn er explizit in den Schriftquellen aufscheint, da er sich sehr häufig ambivalent darstellt und oft herrschaftlich definiert beziehungsweise kreiert wurde.

Ein innerhalb der Tagung geäußertes Plädoyer, dass die „Gründungswellen“, wie sie aus dem traditionellen Modell der Stadtforschung alt hergebracht sind, neu überdacht werden müssen (M. Sterken), scheint einen der Kernpunkte der Tagung zu bilden. Hier fügen sich auch die Ergebnisse aus Leoben und Bruck an der Murr ein (C. Pils), wo nicht nur Vorgängersiedlungen bestanden, sondern auch die ursprünglichen Pfarrkirchen außerhalb der Stadt lagen – ein weiteres Phänomen, das häufig konstatiert wird und das es zu interpretieren gilt.

Auch wenn P. Johanek seine Eingangsbemerkung, die Archäologen probten wieder einmal „einen Aufstand gegen die Tyrannei der Schriftquellen“ definitiv nicht ernst verstanden wissen wollte, so schienen sich doch immerhin gewisse Divergenzen beispielsweise in der Handhabung von Begrifflichkeiten abzuzeichnen. Zumindest entstand der Eindruck, dass innerhalb der Schriftquellenforschung der unausgesprochene Konsens bestehen bleibt, dass es „richtige Städte“ vor der ersten Urbanisierungswelle, die der Altvater der Stadtgeschichtsforschung H. Stoob für das 12./13. Jahrhundert postulierte, nicht gegeben haben kann und für die tatsächlich nur archäologisch fassbaren frühen Zentren keinesfalls der Begriff „Stadt“ in Frage kommt. Auch der Vorschlag, die Begriffe „gewachsen“ und „gegründet“ neu zu überdenken und sie nicht zwingend als Gegensatzpaar anzusehen, dürfte in dieser Hinsicht nicht unbedingt weiterführen. Im Gegenteil wäre die Suche nach unterschiedlichen Modellen zur frühen

Stadtgenese voranzutreiben und die Terminologie des Stadtbegriffes auch auf unterschiedliche Typen aufzuweiten. Dies muss als direkte Aufgabe für die Archäologie des Mittelalters begriffen werden, da Quellen aus anderen mediävistischen Disziplinen zum entsprechenden Zeithorizont weitgehend fehlen. Auch die konsequente Ablehnung von allzu generalisierenden Rückschreibungen aus frühen Karten und Katasterplänen von Seiten der anwesenden Historiker macht Hoffnung auf einen Neubeginn der interdisziplinären Diskussion. Die Bedeutung der Aspekte Raum und Topographie spielen meines Erachtens dabei eindeutig den Ball den Archäologen zu, die sich mit topographischen Zuweisungen und Entwicklungen deutlich leichter tun und denen das Konzept „Raum“ von grundauf näher stehen muss. Dass der Raumbegriff in den letzten Jahrzehnten mit einiger Intensität wieder in die Geschichtswissenschaft eingezogen ist, sollte als Chance für unsere Wissenschaft gesehen werden. Nicht zu vergessen ist dabei auch der Einbezug der historischen Bauforschung, da sich ja gerade auf dem Feld dieser Disziplin nachvollziehen lässt, wie sich die Stadt baulich niederschlägt.

Immerhin kann als Konsens herausgestellt werden, dass über die Art der Stadtentstehungen des 13. Jahrhunderts Einigkeit innerhalb der beiden vertretenen Disziplinen besteht. Dies gilt besonders hinsichtlich der Umsetzung von Vermessung und Raumplanung und damit gleichzeitig der Herausbildung eines neuen „Stadtbildes“ im Sinne einer breit verankerten Vorstellung eines Idealtypus.

Dr. Aline Kottmann
Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart, Referat 85
Berliner Str. 12, D-73728 Esslingen
aline.kottmann@rps.bwl.de